Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

20 (24.1.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 20

Visual Library

Nr. 20. Karlsruhe, Sonntag, den 24. Januar **1897**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt

Deutsch und Dänisch. 18

Novelle von H. Palmé-Paysen.

Als Isabella jetzt in der Thür erschien, in dem kostbaren, weißen Spitzengewande, das Arme und Hals frei ließ, mit den blaßroten Blumen im Haar, den weißen Perlen um den Hals, sonst ohne jeglichen Schmuck, nur denjenigen der eigenen, angeborenen Schönheit, ruhte das Auge der Herzogin mit entzückter Bewunderung auf ihr. Aber kein Wort der Lobpreisung, das so leicht zum Gifttropfen für eine Seele wird, verriet dieselbe. Dieses von jeher ängstlich beobachtete Verfahren mochte mit die Ursache sein, daß Isabella sich ihrer großen Schönheit so unbewußt blieb, daß ein Hauch liebenswürdiger Natürlichkeit über ihrem Wesen lag, die weit mehr fesselte als alle ihre körperlichen Vorzüge.

„Du siehst ein wenig bleich aus, geliebte Isabella", sprach die Herzogin, „es wundert mich nicht, da Du heut' das Krankenzimmer mit mir geteilt. Willst Du nicht vor dem Abend frische Luft schöpfen, sieh! wie prächtig das Wetter ist!"

Isabella zeigte lächelnd auf die weite Schleppe ihres Kleides. „Die macht mich zur Gefangenen, die Tyrannin Mode."

„Das vergaß ich allerdings, aber in meinem Boudoir ist es kühl, die Fenster weit geöffnet, man sitzt dort wie im Garten. Blättere zur Unterhaltung die neu angekommenen Lieder durch, die Noten liegen dort auf dem Tisch, ich habe sie bereits durchgesehen. Das schwedische Lied, „Die Rose", ist auch darunter, womit Du heute Abend die Gesellschaft, am meisten aber Deine Herzogin erfreuen wirst."

„Und um nicht Fiasko zu machen, werde ich das Lied noch einmal durchsingen", lächelte Isabella und küßte der Herzogin die Hand.

„Ihre Durchlaucht verzeihen", mischte sich jetzt verlegen Ingeborg ins Gespräch, „ich habe vergessen, die Bestellung des Herrn Prinzen auszurichten. Se. Durchlaucht wartet im Boudoir, um die Damen noch vor dem Feste begrüßen, seiner durchlauchten Mutter seine Glückwünsche bringen zu dürfen."

„Nun, dann bringe dem Prinzen vorerst meinen Gruß, Isabella. Aber Kind, Liebling, Du nimmst ja die dänischen Tageszeitungen statt der Noten mit."

Isabella verbesserte ihren Irrtum mit bebenden Fingern, dann ging sie zögernd zur Thür.

„Ich folge Dir in kürzester Frist", rief die Herzogin ihr nach.

Draußen stand sie einen Augenblick im peinlichen Schwanken still, sie preßte die Hand auf ihr klopfendes Herz, ein kurzer, rasch gefaßter Entschluß, dann durchschritt sie den langen, stillen Korridor, das kleine Vorgemach und öffnete die Thür zum Boudoir.

Der Prinz stand dort am geöffneten Fenster. Er war in der Gala der farbenprahlenden Garde-Uniform gekleidet, trug den roten Uniformfrack, mit silbernen Epauletten, den silbernen Stickereien auf hellblauem Kragen und Aufschlägen, enganliegende weiße Beinkleider und Kanonenstiefel, seitwärts den zierlichen Gesellschaftsdegen mit Silbergriff und unterm Arm den dreieckigen Hut mit der weiß-roten Feder.

Bei Isabellas Eintritt wandte er seinen Kopf ins Zimmer, trat rasch einen Schritt vor und blieb dann stehen.

„Ah, endlich", rief er leuchtenden Auges.

„Ich soll Ihnen", sagte Isabella, ohne diese Bemerkung zu beachten, und sich bemühend, das Beben ihrer Stimme zu bezwingen, „ich soll Ihnen einen Gruß von Ihrer durchlauchten Mutter bringen. Dieselbe wird sogleich selbst erscheinen, um Ihre Glückwünsche in Empfang zu nehmen. Ingeborg", fuhr sie hastig fort, sich nach dem geöffneten Flügel wendend, „Ingeborg richtete Ihre Bestellung aus, gerade in dem Augenblick, als ich beabsichtigte, hierherzugehen, um meine Lieder nochmals durchzusingen."

„O, ich verstehe", sprach er mit kurzem, bitterem Auflachen. „Fürchten Sie nicht, daß ich denken könnte, das stolze, abgeschlossene Fräulein von Sternfeld würde anders als gezwungen ein Gemach betreten, in welchem sie meine Anwesenheit vermutet, und habe ich wirklich einen Augenblick den kühnen, beglückenden Gedanken gehegt, nun, Sie verstehen es ja immer vortrefflich, mich zur Besinnung zu bringen."

Sie wandte sich beleidigt ab.

„In dieser Weise kann ich nicht mit mir reden lassen", sagte sie stolz.

Ein Freudenstrahl flog über sein Gesicht.

„Ich darf also reden? Fräulein Isabella, Verzeihung! Gekränkte Liebe macht bitter. Bis heute lebe ich in der quälenden Ungewißheit, was mir für eine Antwort wird."

Sie erhob leicht erstaunt den Kopf.

„Eine Antwort gab ich Ihnen doch", sagte sie leise.

Sein Blick hing mit leidenschaftlichem Entzücken an ihr. Etwas in ihrem Wesen verriet ihm, daß er hoffen dürfe. „Keine endgiltige Antwort. Eine Redensart, die jeglicher Begründung entbehrte. Die wollte ich nicht."

Und niemals gewohnt, seine Empfindungen zu beherrschen, fortgerissen von seinem Gefühl, ergriff er ihre Hände und sagte, sein Knie beugend: „Sagen Sie, daß Sie mich lieben, Isabella!"

Die Frage hatte sie nicht erwartet. Ihr bleiches Antlitz überzog sich mit feiner Röte, ihr Blick irrte über ihn hinweg durch das offene Fenster auf die liebliche Landschaft draußen, über die sich der blaue Himmel wölbte, so rein, so klar wie das Auge Gottes, dem jetzt ihre geheimsten Gedanken offenbar. Ein kurzer, schwerer Kampf zwischen Unrecht und Wahrheit, dann antwortete sie fest, ehrlich seinem Blick begegnend: „Nein, mein Prinz, ich liebe Sie nicht."

Er erhob sich erbleichend.

„Ich ahnte es", sprach er finster blickend, „jener große,

blonde Mann, der aus dem Orient gekommen, in dessen Hand Sie damals so bereitwilligst die Ihrige gelegt, nicht wahr, der besitzt Ihre Liebe?"

Ein Lächeln überflog ihre Züge bei dieser rasch auflodernden Eifersucht.

„Sie sind auch hierin im Irrtum. Mein Herz ist noch frei. Mein Gott, ich glaube, es ist kalt. Es ist gar nicht fähig zu lieben!" rief sie mit aufwallender Empfindung.

Seine Augen leuchteten.

„Es ist noch frei!" sagte er tief atmend. „Das ist ein Strahl der Hoffnung für mich und Glückes genug, wenn mir dies freie Herz gegeben wird. Isabella, noch einmal: Wollen Sie die Meine werden?"

Er sprach es glühend, leidenschaftlich, da gab sie ihm das erflehte Wort. Leise, wie ein Hauch kam das „Ja" über ihre Lippen, dann lag sie auch schon an seinem Herzen.

Diese heiße, uneigennützige, aufrichtige Liebe ihrer eigenen, kühlen Berechnung gegenüber trieb ihr die Röte tiefster Beschämung in die Wangen. Sie faßte in diesem Augenblicke heilig ernst den Vorsatz, durch treueste Hingebung und Pflichterfüllung wieder gut zu machen, was sie in Gedanken an ihm gesündigt, und wie von einer schweren, körperlichen Last befreit, wich allmählich der auf ihrer Seele haftende Druck und ließ in ihrem Auge einen frohschimmernden Glanz zurück.

Ihm aber erschien die junge Braut in dieser holden Verwirrung, deren wahre Ursache er nicht ahnte, um so lieblicher. Mit der Zuversicht der Jugend, die himmelstürmend kein Hindernis kennt, zum Ziele zu gelangen, bangte er weder vor dem unausbleiblichen Kampfe mit seiner Familie, noch zweifelte er, die Liebe dieses reinen, unentweihten Mädchenherzens erringen zu können.

Leichte Schritte, das Rauschen eines Gewandes im Vorgemach wurde vernehmbar. Der Prinz zog den Arm, mit dem er die schöne Braut umfaßt, zurück, aber die Herzogin stand schon auf der Schwelle der Thür, im Antlitz den Ausdruck größten Schreckens.

Schnell gefaßt, trat der Prinz an seine Mutter heran, küßte ihre Hand und sagte ernst: „Meine gnädigste Mutter, mir ist's heute noch nicht vergönnt gewesen, Dir meine Glückwünsche zu sagen, ich hole dies jetzt nach. Und hier, gnädigste Mama, hier bringe ich Dir auch zugleich mein Geburtstagsgeschenk, meine Braut, von heute an Deine Tochter."

Er wandte sich an Isabella, die ängstlich, wie um Verzeihung flehend, ihre Augen zu der geliebten Herzogin erhob. Diese aber stand sprachlos da. Alle anderen Empfindungen zurückdrängend, war ihr erster Gedanke der an den Herzog.

„Axel, was hast Du gethan, zwischen Dir und Isabella liegen ja ganz unübersteigliche Schranken", sagte sie schwer atmend, „Dein Vater —"

„Mein Bedenken sei das, beste Mutter. Freilich muß ich Dich bitten, vorerst das strengste Stillschweigen zu beobachten, denn", fügte er ironisch hinzu, „das wird meiner gnädigen Mama doch auch nicht unbekannt sein, daß mein herzoglicher Vater mich durchaus mit der Gräfin R. in Kopenhagen als Gattin zu beglücken wünscht?"

„Und trotz alledem —?"

„Trotz alledem!" wiederholte er fest, im Bewußtsein stolzen Glückes sich hoch aufrichtend und Isabellas Hand an seine Lippen ziehend, „trotz alledem wird Isabella meine Gattin, keine andere."

Die Blicke der Herzogin richteten sich zum erstenmal auf diese.

„Und Du, Isabella? Ich glaubte Dich doch so genau zu kennen!"

Es klang ein schmerzlicher Vorwurf hindurch, zugleich die stille Hoffnung, eine Erklärung könnte den scheinbaren Mangel an Vertrauen rechtfertigen.

Aber Isabellas Lippen blieben stumm, sie mußte ja schweigen, durfte nichts erklären. Sie warf sich im stürmischen Aufwallen ihres Gefühls an die Brust der geliebten Frau, die fragend, sinnend, das junge, thränenüberströmte Antlitz zurückbog und unter bangem, ahnungsschwerem Seufzer den ersten mütterlichen Kuß auf die weiße Stirn drückte.

Einige Stunden darauf leuchtete das herzogliche Schloß in märchenhafter Pracht. Die Soiree hatte unter der Lichtflut der Lustres, dem Farbenchaos kostbarer Schleppengewänder, den Strahlen der Brillanten begonnen.

Manch' liebenswürdige Gestalt, manch' geistreiches Antlitz tauchte unter der glänzenden Menge auf, auch schöne, reizende Erscheinungen, während Gesang und Spiel mit dem Brausen des Orchesters abwechselte; aber unter allen den Frauenblumen dieser ganzen ausgesuchten Gesellschaft war die schönste, lieblichste diesen Abend doch die weiße, stille Mädchengestalt in dem goldblonden Haar, aus dem die blaßroten Rosen schimmerten, und kein Lied fand so viel Beifall, hatte so viel Seele, wie das von der schwedischen Rose, die einsam im tiefen Walde stand, zu der die Liebe flüsterte: Bleib' nicht im Walde, komm zu mir, da du mein Herz genommen, komm zu mir, schöne Rose im Nordenwald.

Isabellas Schwanengesang glücklicher, sorgenloser Mädchenjahre.

(Fortsetzung folgt.)

Der badische Bauer im 18. Jahrhundert.

(Schluß.)

A. Neben dem Körnerbau spielte aber nach Ludwig auch die Kultur von Handelsgewächsen schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine gewisse Rolle. In den Baden-Durlachischen Unterlanden gab man sich viele Mühe mit dem Krappbau. In Mahlberg und Badenweiler, vor allem aber in Hochberg wurde seit Alters ein vortrefflicher Hanf gewonnen, für den der Hauptmarkt das Dorf Malterdingen war. Der Export erreichte jedoch bei dem größten Kaufmann kaum 200 Centner. Sehr erheblich war, wie heute noch, der Rebbau. Technisch ließ er viel zu wünschen übrig. Der Winzer bevorzugte geringe Sorten von großer Ertragsfähigkeit, hing hartnäckig an dem Brauch früher Herbste und pflegte seine Preise so hoch zu stellen, daß jedermann seinen Bedarf lieber aus dem Elsaß bezog. Seine Lage war darum oft sehr ungünstig. In schlechten Jahrgängen mußte er sich mit Schulden belasten, für die der Zinsfuß auf 8 Proz. stand und in guten Jahren konsumierten die Bauern den größten Teil des Ertrages selbst und die Beamten schalten viel über die Ausschweifungen" in den Weinorten. Aus dem Amt Rötteln berichtet Hofrat W. H. Posselt, „daß mit größerer Zärtlichkeit einstens der Arkadier seine Schäferin gewiß nicht umarmte, als der Oberländer seinen Weinkrug!"

Alle diese Kulturen litten schwer unter dem sorglich gepflegten hohen Wildstand: sah man doch unweit einer Stadt wie Durlach am lichten Tage die Wildschweine zu Rudeln in die Reben brechen. Selbsthilfe war den Bauern besonders in Baden-Baden trotz der persönlichen Gutherzigkeit des letzten Markgrafen durchaus verboten. Der Unterthan mußte seine Felder umzäunen und hüten. Karl Wilhelm von Baden-Durlach, der Gründer Karlsruhes, duldete nicht, daß die Bauern die alten Schutzzäune erhöhten; diese durften nur „Gürtels hoch" sein, damit das Wild beim Hinüberspringen keinen Schaden erleide.

Weniger litt der Ackerbau unter dem herrschaftlichen Weiderecht. Immerhin aber gab auch das Verhalten der Schäfer, denen der Markgraf die einzelnen Schäfereien auf kurze Zeit in Pacht zu geben pflegte, oft zu Händeln und Beschwerden Anlaß.

In den höher gelegenen Orten des Schwarzwaldes erlangte die Viehzucht große Wichtigkeit. Besonders in Badenweiler war dieser Erwerbszweig sehr entwickelt. Die Bauern kauften Schmalvieh im Frühjahr, nutzten es während des Sommers in ihrer Wirtschaft, um es dann auf der Herbstweide zu mästen und nach Freiburg oder Basel zu verkaufen. In andern Waldorten, besonders in dem damals fast unzugänglichen Murgthal, das hauptsächlich von Kartoffeln lebte, fand man das trübe Widerspiel dieser Zustände: dort lieh der Bauer im Frühjahr sein Vieh auf Borg vom Händler und gab es im Herbst ungemästet mit Verlust zurück. Die Wiesenkultur war sehr häufig für die Viehzucht noch nicht hinreichend entwickelt. Rötteln, das an der Wiese eine vortreffliche Wasserader besaß, erregte allerdings schon früh durch seine saftigen Matten die Aufmerksamkeit, aber in Hochberg waren zur gleichen Zeit die Wiesen noch ohne geregelte Bewässerung, sodaß nur saures Gras wuchs.

Große Teile der Aemter waren bewaldet. Aber diese Forsten wurden nicht zu einer so bedeutenden Einnahmequelle, wie man erwarten sollte. Von Rötteln gingen freilich viele Holzfuhren nach Basel, aber in dem waldreichen Badenweiler bestand nach der Versicherung des Oberamtsverwesers Salzer gar kein Holzhandel. Außer der von Ludwig angegebenen Erschöpfung der Wälder mag das Fehlen guter Verkehrswege eine Ursache gewesen sein.

In der Ebene herrschte durch das gleiche Erbrecht der Kinder eine zunehmende Zerstückelung der Güter, und hieraus entsprangen neben technischen Nachteilen auch schlimme soziale Folgen, frühe Heiraten und Mangel an Gesinde für die größeren Bauern. Während das Land die Zeichen der Uebervölkerung aufwies und ein armseliges Bauernproletariat mühsam um seine Existenz rang oder bisweilen in Scharen der Heimat den Rücken wandte, hörte man laute Klagen über Mangel an Arbeitskräften! Auch die übertriebene Viehhaltung findet in obigem Umstande ihre Erklärung.

Die Lage des Bauern war unter diesen Umständen unbefriedigend, nirgends aber trostloser als in Hochberg. Dort war der dreißigste Bauer in der Gant und vielleicht der zehnte nicht weit davon; eine Million Schulden lastete auf der Landschaft, die öffentlichen und patrimonialen Abgaben verschlangen durchschnittlich $^4/_5$ und manchmal das Ganze des Reinertrages, große Summen, jährlich etwa 100 000 Gulden wurden der Markgrafschaft entzogen. Der Hauptort Emmendingen lag völlig darnieder; die Handwerker verstanden sich, wie auch in Müllheim, nur auf grobe Bauernarbeit. Die Märkte waren schlecht befahren, und bei allem fehlte jede Möglichkeit einer Besserung, denn das Ländchen war rings herum von kleinen österreichischen Städten umgeben, deren Besuch den Bauern wegen ihrer Nähe und der ungestörten Freiheit für Spiel und Trunk, lieber war, als der des Amtssitzes. Im Sommer arbeitete der Bauer fleißig, im Winter jedoch, wenn die Frucht ausgedroschen war, ging er müßig. Die Frauen und Mädchen spannen ein wenig, legten sich aber, um Licht zu sparen, bei Einbruch der Dunkelheit schlafen, während die Männer noch um den Ofen saßen.

Einzelne Lichtpunkte gab es in diesem Bilde. Die Herrschaft Badenweiler wies Zeichen wirtschaftlicher Hebung auf. Die alten Schulden wurden dort in den wenigen Friedensjahren getilgt und es gelang sogar, kleine Barkapitalien zurückzulegen. Die „Lumpen" wurden seltener, das Aussehen des Amtes hob sich.

Unendlich viel blieb aber auch hier der Zukunft überlassen. Zu den interessantesten Kapiteln bei Ludwig gehören die, in denen er die Reformversuche des vorigen Jahrhunderts zu schildern unternimmt, was man aber bei ihm selbst nachlesen muß. Nachdem Karl Friedrich von Baden-Durlach im Jahre 1771 durch das Aussterben der baden-badischen Linie die gesamte Markgrafschaft in seiner Hand vereinigt hatte, gewann in ihm, um mit Ludwig zu reden, der „Landesherr" die Oberhand über den Patrimonial- und Grundherrn. Wie er suchte, die Frohnen wegzubringen, wie er das bäuerliche Erbrecht reformierte, wie er endlich die Leibeigenschaft mit einem Federstriche aufhob, das ist alles höchst bemerkenswert. Nicht minder aber auch, wie der Markgraf immer dem Sprung ins Dunkle auswich, wie er alle seine Reformen sorglich mit seinem Geheimen Rat überlegte, wie er Autoritäten aus dem Ausland berief oder mit solchen korrespondierte, wie er sich Gutachten um Gutachten erstatten, Entwürfe um Entwürfe aufstellen ließ, ehe er mit Neuerungen in die Oeffentlichkeit trat, und wie er sich dadurch den Zwang ersparte, einen übereilten Schritt zurück zu thun, das ist für die Charakteristik dieses populären Fürsten alles höchst bezeichnend.

Auch der Kampf der physiokratischen und der merkantilistischen Anschauungen spielt herein, und wir erfahren von Ludwig manche für den Forscher belehrende Episode. Doch würde es zu weit führen, wollten wir auf solche Einzelheiten eingehen, und wir verweisen deswegen jeden, der sich für die Entwickelung unserer Ackerverfassung, und auch jeden, der sich für die badische Heimatkunde interessiert, auf die Ludwigsche Schrift selbst, der wir recht viele Leser wünschen.

Die Skizzen- und Studien-Ausstellung der Karlsruher Künstlerschaft.

△ In dem großen Ostkorridor des neuen Kupferstichkabinetts befindet sich, wie erwähnt, der zweite reichhaltigere Teil der Ausstellung des Künstlerbundes, nämlich in den 5 Kabinetten die Oelbilder und an der durchlaufenden Rückwand ein fast unübersehbarer Reichtum von Zeichnungen in Feder, Bleistift, Kreide und Kohle, Aquarelle, Pastelle, ein- und vielfarbige Lithographien und Radierungen.

Wir begegnen hier zuvörderst unter den Oelskizzen wieder den schon früher genannten Hauptmeistern: Poetzelberger — mit zwei ganz ausgezeichneten Landschaftsmotiven — Graf Kalckreuth, Fr. Kallmorgen — eine Kollektion trefflicher holländischer Studien, besonders ein Nachtstück aus Amsterdam — Carlos Grethe — eine prachtvolle Abendstimmung auf der stillen See — den Landschaftern Paul von Ravenstein, Hans von Volkmann, Franz Hoch und Max Roman, den Tiermalern Professor Weishaupt, J. Bergmann und J. Kerschensteiner mit interessanten Studien. Auch H. Petzet, G. Tyrahn, H. Kley, die Gebrüder Eichrodt, K. Schroeder-Tapiau, C. H. Hoff sind mit sehr tüchtigen Portrait- und Figuren-Studien aufs Vorteilhafteste hier vertreten. Ferner die Landschafter G. Kampmann, W. Plank, W. Oertel, Laage, Laughein, Lieber, F. Mathies und O. Matthaei, der in der Art der Worpsweder Schule mit Geschick arbeitende E. Euler, die Schönleberschüler Karl Biese und W. Conz, Hans Daur u. A., des Coudres, bekanntlich ein begabter Sohn des verstorbenen Vertreters der religiösen und Historienmalerei an der hiesigen Kunstakademie. Ein hervorragendes, höchst vielseitiges Talent ist unstreitig der erst kürzlich aus München hieher übergesiedelte Kalckreuthschüler Albert Haueisen, auch Frau v. Geiger-Weishaupt, die hochbegabte Gattin von Professor Weishaupt, darf hier nicht übersehen werden. Unter den Tiermalern zeichnen sich ferner aus: B. v. Eckhardt, der Schüler des ebengenannten, R. Kinsley und Otto Fikentscher. — In der sehr reichhaltigen Ausstellung der Zeichnungen ꝛc. an der Rückwand begegnen wir fast all' den bis jetzt Genannten in teilweise recht ansehnlichen, meisterhaft behandelten Kollektionen; von bisher nicht erwähnten heben wir rühmlichst hervor: Bossert, Gamper und Gattiker — bekannt als talentvoller Radierer — den Figurenmaler Franz Hein mit seinen poesievollen Märchenbildern, Alfred Schmidt mit trefflichen Studienköpfen, W. Wulff und Professor M. Laeuger an der Kunstgewerbeschule mit geschmackvollen dekorativen Entwürfen, Tier- und Blumenstudien, und als einzigen Vertreter der Architektur H. Billing mit mehreren originellen Entwürfen. Die Plastik repräsentieren hier sehr gut: Chr. Elsäßer (Bismarckdenkmal), W. Sauer mit vorzüglichen Reliefs und Statuetten, desgleichen die Professoren Poetzelberger, Graf Kalckreuth und M. Laeuger — von dem auch die hübsche Intarsie der hl. Cäcilie und interessante keramische Arbeiten herrühren —, der Landschafter H. Heyne und der treffliche Tiermaler Fikentscher.

Alles in Allem genommen können wir der hiesigen Künstlerschaft, die sich in gewohnter, uneigennütziger und edler Weise auch diesmal wieder in den Dienst der Wohlthätigkeit gestellt hat, zu der schönen und geschmackvoll arrangierten Ausstellung nur von Herzen gratulieren. Denn diese zeigt uns auf's deutlichste, welch' großen, bedeutsamen Aufschwung gerade in den zwei letzten Dezennien die Karlsruher Kunst auf all ihren Gebieten und nach fast jeder Richtung hin genommen hat. Möge sie sich zur Ehre unserer Stadt und unseres Landes stets auf dieser, durch ernstes, zielbewußtes Streben errungenen Höhe erhalten und möge ihr namentlich auch die materielle Anerkennung — ohne die die Kunst nun einmal nicht gedeihen kann, stets in reichstem Maße zu teil werden.

Die Pestgefahr.

✠ Von den europäischen Kulturländern ist Italien, infolge seiner Lage am meisten der Gefahr einer Einschleppung der Pest aus Ostindien ausgesetzt, wozu noch kommt, daß die bekannten italienischen Reinlichkeitsverhältnisse den Krankheitskeimen einen besonders günstigen Boden darbieten würden. Die italienische Regierung hat darum auch die Anregung zu einer Sanitätskonferenz in Venedig gegeben, auf der Vorschriften zur Verhütung der Verschleppung der Pest nach Europa unter allen beteiligten Nationen vereinbart werden sollen. Inzwischen suchen die italienischen Gelehrten das Volk über die Pestgefahr aufzuklären. So hielt Prof. Pagliani von der Universität Turin kürzlich einen bemerkenswerten Vortrag über die Geschichte, das Wesen und die Bekämpfung der Pest, daß Italien noch in diesem Jahrhunderte, und zwar im Jahre 1815, von einer Pestepidemie heimgesucht wurde, die sich aber auf das neapolitanische Städtchen Noja beschränkte. Bei einer etwaigen erneuten Einschleppung der Pest würde die Bekämpfung der Krankheit dadurch erleichtert werden, daß sich im Laufe des Jahrhunderts die hygienischen Verhältnisse allerorten gebessert haben und daß man seit einigen Jahren den Krankheitserreger, den Pestbacillus, kennt. Er wurde von dem japanischen Gelehrten Kitasato, in dessen Heimat die Pest beständig Opfer fordert, entdeckt und später von dem deutschen Bakteriologen Zettnow studiert. Der Pestbacillus bedarf zu seinem Wuchern der Feuchtigkeit. Er stirbt ab nach viertägiger Feuchtigkeitsentziehung. Auch gegen Hitze ist er nicht widerstandsfähig. Bei einer Temperatur von 80 Grad Celsius stirbt er nach einer halben Stunde. Die chemischen Desinfektionsmittel, z. B. 1 proz. Kalklösung, töten ihn ebenfalls sicher und in kurzer Zeit. Am raschesten geht seine Wucherung auf feuchtem Nährboden bei einer Temperatur von 18 bis 22 Grad Celsius vor sich. Außer dem Menschen wird er auch den Haustieren gefährlich, und unfehlbaren Tod bringt er den Mäusen, die während einer Pestepidemie an den betroffenen Orten vollkommen aussterben. Im Gegensatz zum Cholerabacillus dringt der Pestbacillus nicht mit den Nahrungsmitteln in den Menschen ein, sondern es bedarf dazu einer Verletzung der äußeren Haut oder der Schleimhaut der Atmungsorgane. Hat sich der Pestbacillus in einer solchen Wunde festgesetzt, so erkranken nach einigen Tagen die der Wunde zunächst gelegenen Lymphdrüsen, und dann erst verbreitet sich die entsetzliche Krankheit über den ganzen Körper. In Indien und China, wo die Leute barfuß gehen, dringt der Pestbacillus gewöhnlich durch kleine Wunden an den Füßen in den Körper ein und es erkranken daher zunächst die Lymphdrüsen der Weichen. In Japan trägt auch der gemeine Mann Schuhe. Infolge dessen sind hier Erkrankungen an der Pest seltener, und wenn sie eintreten, so erkranken zunächst die Lymphdrüsen unter den Armen, weil der Bacillus durch Wunden an der Hand in den Körper eingedrungen ist. Leute, die mit Oel oder Fett umzugehen haben, bleiben angeblich von der Pest verschont, weil bei ihnen Risse und Wunden in der Haut selten sind, oder, falls sie vorkommen, durch eine Fett- und Oelschicht bedeckt werden. Reinliche Leute brauchen vor der Pest gar keine Furcht zu haben, da selbst Aerzte und Krankenwärter, die monatelang unter Pestkranken lebten, der Ansteckung entgingen, sofern sie peinl-

liche Reinlichkeit beobachten und keine Risse, Kratzwunden, Eiterungen und dergl. an ihren Gliedmaßen duldeten.

Verschiedenes.

Die Gesellschaft für Wohlfahrtspflege in Frankfurt a. M. übt verschiedene Thätigkeiten aus, auch solche, die z. B. in Karlsruhe der Frauenverein in Gemeinschaft mit der Stadtgemeinde besorgt, wie den Betrieb von Volksküchen. Die Gesellschaft ist mit einem Aktienkapital von 150 000 M. gegründet und die Aktionäre verlangen keinen Zins, sondern überlassen den ganzen Ertrag des Betriebs dem Gesellschaftszweck. Im Jahr 1895 hatte die Gesellschaft 7 Volksküchen im Betrieb, deren größte einen Umsatz von 38 042 M. erzielte. 5 andere bewegten sich zwischen 14 832 M. und 21 063 M., die letzte hatte nur 1679 M. Bei einem Gesamterlös von 133 082 M. hatte die Gesellschaft 8671 M. Generalunkosten und 20 352 M. Betriebsunkosten, darunter Gehalte 8639 M., Mieten 2626 M., Beleuchtung und Heizung 4630 M., Steuern 695 M. u. s. w. Der Reingewinn betrug 8760 M. und wurde auf Abschreibungen verwendet. Es ist merkwürdig zu sehen, was in den Frankfurter Volksküchen alles konsumiert wird. Das waren unter anderm: 124 188 ganze Essen zu 30 Pf., 55 449 Essen zu 25 Pf., nur 372 Portionen bloßes Fleisch zu 20 Pf., hingegen 56 729 Portionen Suppe und 85 405 Portionen Gemüse zu je 10 Pf. Ferner 227 997 Tassen Kaffee, 178 577 Tassen Milch, 36 Tassen Thee, 7954 Tassen Chokolade, 7023 Tassen Cacao, 2181 Tassen Fleischbrühe. Ferner 74 790 Glas Bier zu 0,4 Liter, 16 358 halbe und nur 2052 ganze Flaschen Bier (was sehr bezeichnend ist: die Leute wollen ihren Durst löschen, aber nicht darüber trinken), 6687 Flaschen und 1555 Glas Sodawasser, 413 Portionen Himbeersaft. Neben 329 317 Brötchen kommen 18 553 Stück Kuchen vor, ein Beweis, daß es in diesen Volksküchen auch Leckermäuler giebt, 14 364 Stück Gebäck, 81 644 Portionen Brot, 30 223 Portionen Butterbrot, und 68 958 Eier, dem Volksglauben an die große Nährkraft der Eier entsprechend. Bloß Butter zu mitgebrachtem Brot wurde 207 mal abgegeben. Es folgen weitere Artikel wie Käse und Würste, die wir übergehen, um bei den Cigarren anzuhalten, die in sehr großer Zahl verkauft wurden. Dabei ist besonders interessant, welche Preislage bevorzugt war: 30 318 zu 3 Pf., 12 975 zu 4 Pf., 51 830 zu 5 Pf. und 15 213 zu 6 Pf. Wenn man annimmt, daß in der Volksküche doch meistens Arbeiter verkehren, so darf man wohl hervorheben, daß den meisten die geringen Cigarren zu 3 Pf. zu schlecht sind. Fast die Hälfte aller verkauften Cigarren kostete 5 Pf., nur wer Geldnot litt, kaufte solche zu 3 Pf., wer mehr hatte, begnügte sich in der Regel nicht mit Cigarren zu 4 Pf., sondern nahm gleich solche zu 5 oder 6 Pf. Die Frankfurter Arbeiter haben also gar keinen schlechten Geschmack. Endlich wurden verkauft 5019 Cigaretten zu 1 und 2 Pf., 3275 Stück Kautabak. Eine beachtenswerte Einrichtung und gewiß vielen Unbemittelten sehr willkommen, sind die Säckchen mit Kohlen oder Kartoffeln. Es wurden abgeholt: 13 575 Pfund Kohlen in Säckchen zu 25 Pfd. für je 25 Pf. und 4850 Pfd. Kartoffeln in Säckchen zu 10 Pfd. zu 30 Pf. Das waren also 543 Säckchen Kohlen und 485 Säckchen Kartoffeln. Es dürfte die Frage aufzuwerfen sein, ob diese Einrichtung Nachahmung verdient, wogegen ein förmlicher Wirtschaftsverkauf mit Chokolade, Bier, Käse, marinierten Häringen, Cigarren und Cigaretten uns für die Volksküchen andrer Städte eigentlich nicht notwendig erscheint.

Ein Klub der Pelzmützeninhaber wurde in Berlin gegründet, dessen Mitglieder zur Einführung des militärischen Grußes sich unter einander verschworen haben. Wer auf den alten Brauch zurückfällt und sich dabei ertappen läßt, daß er die Mütze lüftet, zahlt eine Geldstrafe von 10 Pf. Ein Metallschild mit der grüßenden Hand ziert die Brust aller Genossen. — Könnte das nicht auch in anderen Städten gemacht werden? Hier in Karlsruhe warten viele nur auf eine Anregung, besonders ältere Herren, deren lückenhafter Haarschmuck das Entblößen des Hauptes unangenehm macht und Gedanken an die Ueberflüssigkeit dieser Art von Ehrerbietung nahe legt.

Die Sandale kommt wieder in Aufnahme. In früheren Zeiten bildete sie fast ausschließlich das übliche Fußbekleidungsmittel, wurde indes nach und nach verdrängt durch allerlei feste Formen, die man in den civilisierten Ländern der Fußbekleidung verlieh, so daß schließlich die Stiefelform zur Einheitlichkeit ausartete, die allerdings die verschiedenartigste Gestalt annahm. Bereits vor Jahr und Tag ist man jedoch dahin gekommen, diese Form der Fußbekleidung da nicht für voll anzuerkennen, wo sie dem Gesetz der Hygieine zuwiderläuft. Wenn man nun auch zunächst nicht darauf rechnen kann, daß sich besonders die männliche Bevölkerung der Großstädte für den Aufenthalt daselbst unverzüglich mit der Einführung der Sandale an Stelle der festen Stiefel befreunden wird, so ist doch für das Haus sowohl, wie für das Land und die Reise diese Einführung wohl angebracht. Es verdient daher eine Erfindung freudige Begrüßung, die durch das Bureau für Patentschutz und -Verwertung von Dr. J. Schanz u. Co. (Berlin, Breslau, Köln, Leipzig, Stuttgart, Würzburg) unter gesetzlichen Schutz gestellt, und die geeignet ist, für die Zukunft zu einer brennenden Frage sich zu gestalten. Diese Erfindung besteht in einer in Form eines Schuhes hergestellten Sandale mit durchlöchertem Oberleder, welche durch Riemen und Schnallen für jede Spannhöhe und Beinstärke verwendet werden kann. Mit Sicherheit ist wohl anzunehmen, daß sich die Sandale schon deshalb schnell einbürgern dürfte, weil sie zur Vermeidung und Linderung oder auch Heilung aller Arten von Fußleiden selbst für sich spricht.

Von hölzernen Verkehrsbahnen berichtet die „Technische Rundschau": Während anderwärts dahin gestrebt wird, den Bahnkörper für Eisenbahnen möglichst sicher und aus den widerstandsfähigsten Stoffen herzustellen, sind für den Lokalverkehr in Neu-Schottland in Nordamerika Eisenbahnen im Gebrauch, für die dieser Name eigentlich überhaupt nicht mehr paßt, sondern die man als Holz- und Stangenbahnen bezeichnen müßte. Der Schienenstrang wird nämlich aus grob behauenen Baumstämmen hergestellt, die ohne irgendwelchen Unterbau einfach auf die Erde gelegt und durch angenagelte ebenfalls hölzerne Schwellen miteinander einigermaßen fest verbunden werden. Bei der ganzen Einrichtung besteht nur die Lokomotivenmaschine aus Eisen, die übrigen Teile, Unterbau und Laufräder der Lokomotive, sowie die Güter- oder Personenwagen sind aus Holz hergestellt. Die Radspuren sind, entsprechend den Dimensionen der Schienen, viel breiter und tiefer als bei gewöhnlichen Eisenbahnen, so daß die eingefügten Schienenblöcke in sie hineinpassen. Die Wagen sind auch recht primitiv. Auf vier Rädern ist eine aus rohen Balken gefertigte Holzplatte angebracht, und auf ihr liegen die Feld- oder Baumfrüchte, die mittels dieser Bahn befördert werden, und mitten dazwischen stehen die Passagiere, allen Unbilden des Wetters preisgegeben. Aber diese Bahn erfüllt ihren Zweck, sie läßt sich auch ungemein schnell herstellen und ist sehr billig.

Welche Edelsteine soll eine Dame tragen? Eine Dame der hohen englischen Gesellschaft faßt ihre Beobachtungen über die Wirkung der Edelsteine in folgenden Ratschlag zusammen: Brillanten sollen nur von lebhaften, frohsinnigen Damen getragen werden. Sanfte und stille Frauen müßten Perlen den Diamanten vorziehen. Die Schönheit einer Brünette wird weniger durch glitzernde Brillanten, als vielmehr von farbigen Edelsteinen, von Rubinen und Topasen gehoben. Den blonden Frauen stehen Smaragde am besten.

Humoristisches.

Schusterjungen-Witz. „Frau Meesterin, das is wohl Cyclopensuppe?" — „Wieso?" — „Sie hat nur e' eenziges Ooge!"

Einfach. Erster Gast (beim Wein): „. . . Das ist gewiß einer von dem guten Weinjahr 1865?!" — Wirt: „Nein, das ist 1864er!" — Zweiter Gast: „Na, da würd' ich ihn halt noch ein Jahr liegen lassen!"

Kritischer Moment. „. . . Ihr zukünftiger Schwiegersohn schlich ja eben so betrübt fort! Haben Sie sich mit ihm gezankt?" — „O nein — wir haben uns nur gegenseitig unsere Schulden gestanden!"

Ein echter Junggeselle. „. . . . Ich werde nun die Witwe, der ich das viele Geld schulde, heiraten müssen!" — „Ja, ist denn keine gütliche Einigung zwischen Euch möglich?"

Litterarisches.

— Die jüngstausgegebenen Hefte 6—9 vom 12. Jahrgang der in München erscheinenden „Kunst für Alle" (vierteljährlich 6 Hefte 3.60 M.) bieten wiederum eine Fülle des Mannigfaltigen auf dem Gebiete moderner Kunst. Giebt das 6. Heft, anläßlich der 25. Wiederkehr des Todestages des Künstlers, textlich und illustrativ eine Charakteristik Viktor Müllers, so finden wir in dem nächsten Hefte u. a. einen warmempfundenen Nachruf auf den jüngstverstorbenen Bildhauer Robert Bärwald, dem sich abbildlich gegebene Proben seiner künstlerischen Thätigkeit in schönster Weise anschließen. Es ist überhaupt das anerkennenswerte Streben der „Kunst für Alle", deren Interessentenkreis naturgemäß das ganze Gebiet der modernen Kunst umfaßt, jedes ihrer Hefte dadurch wertvoll zu machen, daß in ihm irgend eine künstlerische Erscheinung unserer Zeit in einer erschöpfenden Charakteristik zum Mittelpunkt erhoben wird, dem sie dann all das Aktuelle, was aus dem Kunsttreiben unserer Tage zu berichten ist, in zwangloser, angenehmer Weise angliedert. So wiederum bietet das 8. Heft einen hübsch illustrierten Aufsatz über die letzte Ausstellung der Worpsweder Malerkolonie, welche seit einiger Zeit im Vordergrunde des Interesses steht und das letzterschienene 9. Heft einen Essay über den rumänischen J. N. Grigorescо, einen gewiß bedeutsamen Künstler, der dem weitaus größten Teil unserer Kunstfreunde auch nur dem Namen nach bislang unbekannt geblieben sein dürfte.

Briefkasten.

B. hier. Wenn der Verfasser gesagt hat, er hätte es nicht taktvoll gefunden, ein solches Preis-Rätsel zu machen, so ist es doch unrichtig, diese Bezeichnung auf die Einsender jener unrichtigen Auflösungen zu beziehen. Jeder sendet eben die Lösung, die er für richtig hält, und der Vorwurf einer Taktlosigkeit könnte nur den Verfasser des Rätsels, keineswegs aber den Auflöser treffen.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.